



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Kaufbrauch der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 5, 1-11. „In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See Genesareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze.“ — „Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.“ — „Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet euere Netze zum Fange aus.“ — „Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen: aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ — „Als sie dies gethan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß.“ — „Und sie winkten ihren Gefellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten: und sie kamen, und füllten beide Schiffelein, so daß sie beinahe versunken wären.“ — „Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch!“ — „Denn Stonnen hatte ihn ergriffen, und Alle, die bei ihm waren, aber den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gefellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen.“ — „Und sie führten ihre Schiffe an's Land, verließen Alles, und folgten ihm nach.“

Die Kirche Jesu Christi.

III.

Jesus sprach zu Simon: „Fürchte dich nicht! von nun an wirst du Menschen fangen!“ Diese Prophezeiung des Herrn, lieber Leser, hat sich erfüllt. Am Pfingsttage, da der Heilige Geist herabkam, bewunderten wir bereits die Kraft, mit welcher der Menschenfischer zum ersten Male sein Netz auswarf. Nach tausenden zählen die, welche sich nach der ersten Predigt Petri bekehrten: es sind die Besten in Israel, die der Galiläische Fischer in den Maschen des wunderbaren Netzes zu den Füßen Seines Herrn und Meisters führt. Allein das Schifflein Petri sollte nicht lange in den engen Gewässern Judas bleiben. Das bescheidene Fahrzeug gewinnt bald die hohe See und schaukelt nun auf den Wassern, die nach dem hl. Johannes die Wölker und Nationen bedeuten (Off. 17, 15). Und siehe! Weder die hochgehenden Wogen noch des Sturmes Ungeflüm erschrecken den Fischer vom See Tiberias. Er weiß eben, daß er den Gebieter über Sturm und Ungewitter an Bord hat; und durchdrungen von „der Kraft aus der Höhe“ (Luk. 24, 49), hat er über den unermeßlichen Ozean das Netz der apostolischen Predigt geworfen, — ein Netz, groß genug, die ganze Welt zu umspannen. Wie groß, lieber Leser, ist diese Aufgabe Petri und seiner Amtsnachfolger! Haben sie auch zahlreiche Gefährten in jenem heiligen Unternehmen, — so beschränken sie doch, als die Führer des Schiffleins der Kirche, die ganze Bemannung, denn Jesus befiehlt

durch sie und lenkt die Unternehmungen zum Heile der gesammten Menschheit.

Wenn wir nun heute, wie auch sonst oft, im Evangelium lesen, wie die Volkschaaren dem Herrn überallhin folgten, und wie Er ihnen die Lehre des ewigen Heils verkündete, so steigt unwillkürlich der Gedanke in uns auf: Ach, hätte ich doch auch das große Glück gehabt, den Herrn zu sehen, zu hören, von Seiner Lehre ergriffen und geheiligt zu werden! Was nützt das mir, was anderen Menschen vor vielen Jahrhunderten in einem fernen Lande zu Teil geworden ist!

Wie notwendig war es also, lieber Leser, daß der Herr Seine Kirche einsetzte und ihr die Befähigung und den Auftrag gab, Seine Lehre mit vollkommener Unfehlbarkeit allen Menschen durch alle Jahrhunderte zu verkünden! Dadurch sind wir sogar in einer besseren Lage, als wenn der Herr noch jetzt auf Erden wandeln und Seine Lehre noch immer mit eigenem Munde verkünden würde. Denn wollte der Herr auch nicht in jeder Pfarre, sondern etwa nur in jedem Lande predigen, und auch wieder nicht öfters, sondern nur einmal, — so würden schon sehr viele Jahre vergehen, bis der göttliche Lehrer nur ein einziges Mal durch die ganze Welt herumgekommen wäre. Du könntest leben, lieber Leser, und würdest alt werden und endlich sterben, ohne auch nur ein einziges Mal die Gnade gehabt zu haben, den Herrn zu sehen und Seine Lehre zu hören. — Deshalb ist uns die Kirche Jesu notwendig, durch die wir Seine göttliche

Kirchenkalender.

- Sonntag, 15. Juni.** Vierter Sonntag nach Pfingsten. Vitus, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 5, 1-11. Epistel: Römer 8, 18-23.
 - St. Martinus: Morgens 1/8 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion für die Schule an der Kronprinzen- und Nachenerstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht u. Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation.
- Montag, 16. Juni.** Venno, Bischof. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Morgens 1/9 Uhr Hochamt in der Meinung der St. Seb. Schützengesellschaft.
- Dienstag, 17. Juni.** Adolf, Bischof.
- Mittwoch, 18. Juni.** Marcellian, Martyrer.
- Donnerstag, 19. Juni.** Gervasius und Protasius, Martyrer. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr ist gestiftetes Segens-Hochamt.
- Freitag, 20. Juni.** Silverius, Papst und Martyrer.
- Samstag, 21. Juni.** Moysius, Gonzaga. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 9 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Moysius.

Lehre hören und lernen können an jedem Orte, an jedem Sonn- und Feiertage, während unseres ganzen irdischen Lebens.

Und nun denke ich an den Herrn, wie Er den reumütigen Sündern Verzeihung ihrer Fehltritte gewährte. Die reuige Sünderin Magdalena stoh zu den Füßen des Herrn; und weit entfernt, ihr Vorwürfe zu machen, nahm Er sie vielmehr gegen böswillige Nachrede in Schutz; Er entließ sie mit vollkommener Verzeihung ihrer Sünden und verlieh ihr solchen Ueberfluß an Gnaden, daß sie eine der größten Heiligen wurde. — Und jenes Weib, dem Er in Samaria, am Jakobsbrunnen, begegnete, hatte zu Anfang nicht einmal Reue über ihr sündiges Leben. Allein als der Herr in Seiner menschenfreundlichen Weise zu ihr sprach, da wallte ihr Herz auf in wahrer Reue und rückhaltlosem Bekenntnisse ihrer Verschuldung, und sie verließ ihren Herrn und Heiland bekehrt und begnadigt. — Ein anderes Mal hatten die scheinhelligen Pharisäer eine arme Sünderin, eine Ehebrecherin, ergriffen und schleppten sie zum Tempel, wo Jesus eben lehrte; erbarmungslos und voll Schadenfreude verflagten sie die Aermste, zugleich mit der böswilligen Absicht, den Herrn selber in große Verlegenheit zu bringen. Wir wissen, wie strenge Er diese heuchlerischen Ankläger abfertigte; aber Seine ganze Sanftmut und Barmherzigkeit wandte Er der Sünderin zu: ihre bloß natürliche Beschämung gestaltete sich zu einer übernatürlichen Reue um. — Er verzieh ihr und entließ sie in Gnaden.

Und wie vielen andern Sündern hat der Herr damals Gnade und Verzeihung gewährt! Wohl freuen wir uns dessen, lieber Leser, und danken dem Herrn für diese zahlreichen Beweise Seiner überreichen Erbarmung. Allein, da wir selbst auch Sünder sind, da wir nicht bloß ein einziges Mal gesündigt haben, sondern leider so oft in Sünden fallen, was nützt uns das, wenn der Herr anderen Sündern so bereitwillig Verzeihung gewährt? Uns selbst muß Verzeihung werden, damit wir nicht verloren gehen! Der Herr ist längst in Seine himmlische Herrlichkeit zurückgekehrt; wir werden Ihm niemals mehr auf Erden begegnen, daß wir Ihm Sünden zu Füßen fallen und aus Seinem göttlichen Munde die Losprechung vernehmen. Ja, selbst wenn der Herr noch auf Erden wandelte, wer weiß, ob wir Ihn jemals, selbst nach vielen Jahren, zu Gesichte bekämen? — Sollen wir also gekittet werden, lieber Leser, so ist uns die göttliche Anstalt der Kirche notwendig, die das Amt der Sündenvergebung allüberall im Auftrage und in der Kraft dessen verwaltet, der zu den ersten Vorstehern Seiner Kirche — den Aposteln — das für alle Zeiten geltende Wort gesprochen hat: „Denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie erlassen, denen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten!“ (Joh. 20, 21.)

Mit einem Worte: Hätten wir die Kirche nicht, in der unser Herr noch immer forsfährt, die Menschen zu erlösen, — hätte diese göttliche Wirksamkeit nach Christi Himmelfahrt aufgehört, so wäre nur eine gar kleine Anzahl Menschen zum Heile gelangt, die gerade damals, zur Zeit der irdischen Lebenstage Jesu, im heiligen Lande lebten. So wahr es also ist, daß der Sohn Gottes nicht gekommen ist, um jene wenigen Menschen im Judenlande allein zu retten, sondern allen Menschen bis zum Ende der Welt die Rettung anzubieten, — so wahr ist es auch, daß die Kirche vom Herrn wirklich eingesetzt und so ausgestattet ist, daß das Erlösungswerk bis zum Ende der Tage fortgeführt werden kann.

S.

In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Dalsfeld.

II.

Wie die Freimarkte entsteht.

Der erste Saal, den ich betrat, war der große Oberlichtsaal der Reichsdruckerei. Hier stehen die besten und feinsten Maschinen der Druckerei, die selbst die mehrfarbigen Drucksachen, auch mit gleichzeitigem Nummerdruck, genau und sicher selbstständig vollziehen. Es spricht für die gute Ventilation, daß in diesem Raum, wo beinahe hundert große und kleine Maschinen unausgesetzt arbeiten, wo hunderte von Menschen atmen, die Luft eine vorzügliche war. Es ist ein gutes Zeugnis für die Maschinen, daß sie durchaus keinen auffallenden Lärm machten. Gute Luft, vorzüglich arbeitende Maschinen, zufriedene Menschengesichter, das ist die Signatur dieses Riesensaales. Das Bild änderte sich, als wir den Saal verließen und nach einer kleinen Wanderung den Gummiersaal betraten.

„Hier ist unser Gummieraum,“ sagte mein Führer, indem er die Thür öffnete, „er ist für uns eine ziemlich neue Einrichtung.“

Ich trat ein, um entsetzt auszurufen: „Um Gottes willen, wie viel Grad haben wir denn hier?“

Ein junger liebenswürdiger Beamter trat sofort auf uns zu und sagte: „Sechszwanzig Grad Celsius. Wir brauchen diese Temperatur, um die gummierten Papierrollen in der vorgeschriebenen Stunde zu trocknen. Man gewöhnt sich an die Wärme. Sie sehen, wir sind in leichtester Sommertoilette, einfache dünne Leinenanzüge.“

Und ich befand mich im dicken Winterüberzieher. Aber ich litt ohne zu klagen.

Das Papier, welches hier gummiert wird, dient nur zu Freimarken. Es wird in Rollen von 50 kg. Gewicht und 900 Meter Länge gekauft. Von diesen Rollen werden täglich 12 Stück hier gummiert.

Ich trat an die Gummier-Maschine, die aus einem gefüllten, eisernen Behälter den Gummierschleim auf das Papier goß. Zwei breite, schmale Bürsten strichen das überflüssige Gummi wieder ab. Diese 900 gummierten Meter Papier laufen von selbst durch den langen Saal und hängen sich von selbst in vier langen Reihen an dünnen Stangen kunstgerecht auf. Die Arbeiter stehen ruhig da und sehen zu wie die wirklich tadellos funktionierende Maschine für sie arbeitet, exakter und sicherer als sie es mit ihren Händen thun könnten.

Der Gummischleim wird täglich frisch aus gutem Rohmaterial in einem Nebenraum hergestellt. Der Zusatz von bestem Glycerin dient dazu, um die Sprödigkeit des Gummi zu lindern und seine Haltbarkeit zu vergrößern. Man braucht wirklich keine Angst zu haben, wie es doch oft vorkommt, eine Freimarkte selbst mit der Zunge anzufeuern, die Gummiermasse ist tadellos rein und enthält keine Spur von schädlichen Stoffen. Es herrscht die höchste Sauberkeit in dem Gummier-Raum, aber diese Hitze — ich war froh, ihr zu entkommen.

Alle diese gummierten und getrockneten Papierrollen werden in der Buchbinderei von sauberen Mädchen in passende Bogen zerschnitten. Dann kann die Maschine ihre Arbeit beginnen. Jede Platte enthält von Künstlerhand gearbeitet, 100 Freimarken. Vier Kupferplatten gehören zu einem Bogen, der also 400 Freimarken enthält. Es lagen ganze Stöße von Marken auf dem Tische der Buchbinderei. Der täglich Verbrauch ist zu groß.

Die Kupferplatten mit den eingravierten verkehrten Bildern der je 100 Freimarken hat der betreffende Oberfaktor in sicherem Verwahrort, das ist ein eiserner, eingemauerter Tresor, welcher in seinem kleinen Arbeitszimmer steht. Dieser Arbeitsraum ist in einer Ecke des großen Saales angebracht, von wo er den ganzen Raum durch ein Fenster übersehen kann.

Nicht nur die einfarbigen, auch die zweifarbigen Marken können durch einmaligen Druck hergestellt werden. Natürlich werden alle Wertpapiere von der Zweifennigsmarkte an bis zum Tausendmarktschein der strengsten Kontrolle bei der Herstellung unterworfen. Es muß genau soviel Papier abgegeben werden als die Arbeiter empfangen haben. Da darf auch nicht das geringste fehlen. Natürlich geht es auch hier nicht ohne Fehl- oder Makulatur ab. Diese unbrauchbaren Stücke werden später sorgsam vernichtet.

Im Jahre werden durchschnittlich zwanzig Millionen Bogen zu je 400 Freimarken gedruckt, also die schöne Summe von 8 Milliarden Stück Freimarken.

Perforiert werden die Freimarken erst nach vollständiger Fertigstellung. Diese Durchlöcherung geschieht auf besonderen, den sogenannten Perforierungsmaschinen.

Wiel schneller und einfacher ist der Druck der Postkarten und Postanweisungen. Letztere werden mit und ohne Freimarkte hergestellt.

Alle diese Karten werden nur auf der Schnelldruck- oder Rotations-Maschine hergestellt, bei welcher Maschine die Platte durch eine Walze, durch einen Zylinder erjezt ist. So eine Rotationsmaschine ist ein Ungetüm, das allein ein Kapital repräsentiert. Bedient muß sie werden von drei Männern, dem Maschinenmeister, dem Aufleger und Abnehmer. So eine Schnelldruckmaschine arbeitet ganz anders als eine einfache Druckerpresse, sie kann in einer Stunde bis zu zweitausend Bogen, mit je 25 Postkarten oder je 25 Postanweisungen liefern. An Postkarten werden im Jahre gedruckt rund 300 Millionen Stück; Postkarten mit Rückantwort etwa den zehnten Teil.

In dem Saal, wo diese Arbeiten vollzogen werden, fällt dem Besucher ein umgitterter Raum, eine Art Zimmer mitten im Saal auf. Das ist der Raum, wo ein Beamter weiter nichts thut, als täglich die geheimen Drucksachen des Staates zu verpacken und zu versenden.

Alle Beamten und Arbeiter, welche mit der Herstellung von geheimen Drucksachen beschäftigt sind, werden durch Handschlag verpflichtet. Bei den geheimen Drucksachen wird ebenso gewissenhaft und sorgsam verfahren, wie bei der Herstellung von Wertpapieren. Kein Stück Papier, keine Makulatur darf fortgeworfen, alles muß prompt abgeliefert werden.

Die Heilkraft der See.

Saisonplauderei von Th. S. Gall.

Zimmer wenn der Sommer naht, eilen Tausende und wieder Tausende an die See, um sich der Heilkraft derselben anzuvertrauen. Wie besäet sind die Ufer von auf und niederwogenden Menschenmassen, und das Dampfrohr trägt, auf ehernem Pfade dahinrollend, stets fernere Scharen herzu. Es ist wahr: es sind immer wirklich Leidende, die in diesen heißen Sommertagen hier Aufenthalt nehmen. Auch die Mode spielt mit hinein, und da es teilweise zum guten Ton gehört, Ostende und Sylt, Helgoland oder sogar Dieppe besucht zu haben, bezieht man in dem einen oder anderen dieser Badeorte eine Villa oder mietet sich in den fashionablen Hotels ein, wo sich gewissermaßen Reichtum und Bornehmtheit ein Stelldichein geben. Aber zugute kommt jedem der stärkende Odem des Meeres, ob man seiner bedarf oder nicht, ob er Genesung von einem wirklichen Leiden bringen soll oder man nur wohlgefällig die angenehme, erfrischende Kühlung hinnimmt, die von ihm ausgeht. Man braucht gar nicht stets und unter allen Umständen den Körper in die kristallinen Fluten zu tauchen. Schon ein nicht gar zu knapp bemessener Aufenthalt am Meere genügt, die mächtige Wirkung, die von jenem ausgeht, kennen zu lernen. Vom Antlitze weicht die verblichene, an die Stadtluft gemahnende Farbe, um dafür frischeren Tönen den Platz einzuräumen. Der Appetit

wird rege, die Nerven beruhigen sich. Des großen Nutzens gedenkt zu gedenken, den die See allen jenen gewährt, die an einer Erkrankung der Atmungsorgane leiden. Kein Wunder, denn die Lungen werden ja sozusagen bis in den letzten Schlupfwinkel von einer reinen, völlig staubfreien Luft durchtränkt, und daß jedes Atom derselben gewissermaßen mit Salzgehalt erfüllt ist, muß nur dazu beitragen, jedem edlen Organ die ersuchte Genesung um so sicherer zuzuführen.

Das Meer war immer dasselbe — seit Neonen der stets fließende Born, die schier unerschöpfliche Quelle, wo Mutter Natur dem Sterblichen Linderung von allen nur denkbaren Krankheiten und Gebrechen oder sogar vollständige Genesung zuführt. Die Alten wußten denn auch den Wert der ihnen geheimnisvoll blinkenden Heilkraft hinreichend zu schätzen. Wie überhaupt das Mittelmeer, bevölkert sie auch diese smaragdähnliche Flut, die unendliche Tiefe mit einer Reihe von Gottheiten, deren glütigem Walten und Wollen jene segensreichen Spenden zugeschrieben wurden. So war die sonnige Küste Italiens etwa zwischen Rom und Neapel zur Blütezeit der Siebenhügelstadt eigentlich nichts weiter als ein einziges, mächtiges, langgestrecktes Seebad, ein Nebeneinander von Villen mit herrlichen Gärten oder von größeren Ortschaften mit Tempeln und Theatern, mit Rennbahnen und Ringplätzen. Denn der Römer der Cäsarenzeit suchte das Seebad keineswegs stets allein zu Heilzwecken auf; gerade so wie der moderne Kulturmenschen wollte auch er nebenher unterhalten und zerstreut sein. So waren die Seebäder jener Epoche denn nachgerade Pflanzstätten von Luxus und Schwelgerei jeder Art geworden. Den ersten Platz unter ihnen nahm unstreitig Bajä ein. Allein bald nahmen Ueppigkeit und Laster hier derart zu, daß der eigentliche hygienische Zweck, den man doch mit einer Villeggiatur an der Küste erstrebt, vollkommen in den Hintergrund trat.

Die klassische Welt ging unter, und barbarische Horden machten sich breit auf den Stätten ihrer einstigen Kultur. Sie hatten weder Sinn für die urewige Schönheit des Meeres, noch Kunde von der geheimnisvollen Heilkraft, die im smaragdnen Raß schlummert. Bajä lag in Trümmern, die übrigen Seebäder an der italienischen Küste erfuhren ein gleiches Schicksal. Dem ganzen Mittelalter war das Salzwasser ein Gegenstand des Abscheus und Schreckens. Die Phantasie der Menschheit war eine andere geworden: in den kristallinen Fluten hatten die Helenen und nach ihnen die Römer holde Frauengestalten gesehen und gutgesinnte, schilfkränzten Männer; nun sollten mit einem Mal Dämonen hier hausen, die der Menschheit nichts als Unheil erfannen: Verderben oder sogar Tod. Wie man im Binnenlande den Missethäter mit Stockschlägen und Gefängnis bestrafte, so tauchte man ihn am Meere in die verhasste Salzflut. Da ereignete sich etwas Wunderbares. War da ein armer Teufel, der allerhand auf dem Kerbholz hatte und zugleich ein böses Gebreist im Leibe; nach herrschender Gepflogenheit mußte er sich, um seine Sünden gegen die Justiz zu büßen, etliche Wochen hindurch solchem unfreiwilligen Taufbade unterziehen. Siehe da: er ward bei dieser Gelegenheit nicht allein der Strafe ledig, sondern auch seines körperlichen Gebrechens! Man sah und staunte. Die Kunde von dieser merkwürdigen Genesung drang weiter in die Lande. Der eine oder andere schüttelte wohl ungläubig das Haupt, aber die Tatsache selber ließ sich nicht fortzulegen. Ein Stern war aufgegangen in dem bisherigen Dunkel der Nacht, ein Jahrhundert durch in Vergessenheit geratenes Arzneimittel hatte sich der Menschheit von neuem enthüllt: die nimmer rastende, niemals versiegende, zauberhafte Heilkraft der See.

In jenen Jahrhunderten war die Menschheit von einem bösen Leiden heimgesucht, das zum Teil dauerndes Siechtum über sie ver-

hängte und den heimtückischen Keim auch auf fernere Geschlechter übertrug. Ich meine die Stropheln. Alle Arzneien, die angewandt wurden, versagten; man sah sich einem Molocho gegenüber, der stets neue Opfer fordern würde. In solcher Not wagte man es schließlich, die neue Arznei, von der hier und da Kunde aufgetaucht war, am eigenen Körper zu erproben. Den Abscheu gegen das Salzwasser überwindend, stieg man hinein und verweilte darin. Zugleich wusch man die Wunden sorgsam aus und umwickelte sie mit Seetang. Ja, man trank sogar das bittere Wasser, genau auf die Wirkungen achtend, die sein Genuß hervorbringen würde. Die Besserung blieb nicht aus; schließlich stellte sich sogar Genesung ein. Aber man glaubte immer noch an einen Zauber, an das ursprünglich günstiger gewordene Walten von Mächten, die sich dem Menschen bisher höchst unfreundlich gezeigt hatten. Erst einer späteren Epoche war es vorbehalten, das Rätsel, worin denn eigentlich die Heilkraft der See bestehe, endgültig zu lösen. Heute wissen wir, daß ein günstiges Zusammenwirken mannigfacher Kräfte und Umstände stattfinden muß, um jene Arznei gewissermaßen zu Stande zu bringen: der Salzgehalt des Wassers, das Tod der Pflanzen- und Schalthiere, die hier ihren Wohnsitz haben, die von allen schädlichen Substanzen fast völlig freie, kristallklare Luft. Man grubelte damals jedoch nicht über all das nach — man nahm es hin, wie es geboten ward, und erkannte dankbar die Wirkung an, die es hervorbrachte.

Heute ist die See wieder völlig in ihre Rechte gesetzt. Die ersten lauen Frühlingstage beginnen bereits das Gestade zu bevölkern, im Hochsommer erreicht selbst der Besuch die Spitze, um dann allmählich zum Herbst hin wieder fortzubrückeln. Wer irgend vermag, verweilt so lange wie nur möglich an der lieb gewordenen Stätte. Der Deutsche genießt aber den Vorzug, daß die beiden großen Ozeanteile, die seine Heimat umsäumen, sowohl in Bezug auf Lage als auch auf Wirkung in hygienischer Hinsicht von einander völlig verschieden sind. Bekanntlich hat die Nordsee zwar ungleich stärkeren Wellenschlag, doch dafür entbehren die Ufer derselben eigentlicher Vegetation, vor allem des balsamisch duftenden, grünen Waldbestandes. Wie ein nicht enden wollender Gürtel, gewoben bald aus Buche und Eiche, dann wieder aus Fichte und Föhre, so begleitet der Wald, ein echter, prächtiger, deutscher Wald, wo die Drossel singt und Eichhörnchen hoch oben in den Wipfeln Purzelbäume schießen, das Gestade der Ostsee und mischt den eigenen erfrischenden Odem mit dem nicht minder kräftigen, den die Fluten ausströmen. Aber freilich der Wellenschlag nimmt sich, mit demjenigen des Schwestermeeres verglichen, karglich aus; nur selten merkt man etwas von der Berierkerkraft, die in der Tiefe schlummern soll. Meist murmeln die Wellen nur ein freundliches Geplausche, das sich sogar hin und wieder unter blauendem Himmel und dem buntsackigen Geklingel der Sonnenstrahlen wie zum scherzhaften Rinnegetändel abtönt.

Aber wie das Meer immer schön ist, ob es zornig gegen die Ufer stößt oder lojend mit den Kieselsteinen spielt — auch die Heilkräfte, die in ihm schlummern, lassen niemals im Stich. Heute baut man nicht allein am Gestade Wohnungen für diejenigen, die hier Genesung erhoffen, sondern um die Wirkung des Seeclimas voll und ganz auszunützen, macht man Fahrten über den Ozean, die Wochen und Monate andauern. Ein bestimmter Zweig der Hygiene läßt es sich angelegen sein, mit diesem direkt von der Natur gebotenen Arzneimittel eine ganze Reihe von Krankheiten zu kurieren — von Krankheiten, denen gegenüber früher die Wissenschaft sich so gut wie ratlos befand. Schwindsucht, Scrophulose, Blutarmut, Nervosität: gegen alle diese bösen Plagegeister des Menschengeschlechts, die es decimieren und lichten, bietet sich — dem Him-

mel sei Dank! — heute ein, wenn richtig angewendet, fast niemals versagendes Arzneimittel — die Heilkraft der See.

Das Attest.

Von Josefa Vogt.

Seit unser Ernstchen das Gymnasium besuchte, hatte ich meine liebe Not mit dem Jungen. Bis dahin hatte ich denselben immer für ein braves Kerlchen gehalten, auch in der Vorschule war er ganz patent gewesen, ganz abgesehen davon, daß er vor seinem schulpflichtigen Alter von der ganzen Familie als Wunderkind angestaunt wurde. Aber jetzt . . .

Schon in der Sexta hatte es gehapert. Mein schöner Traum, daß mein Sohn in geistiger Beziehung seine Gefährten um Haupteslänge überragen und stolz als Primus durch die Klasse gehen werde, erwies sich bald als leerer Schaum und schließlich war ich froh, daß er überhaupt verjezt wurde. Und nun erst in Quinta — du lieber Himmel, was da Alles gelernt werden mußte! Latein und Deutsch und Rechnen und Zeichnen und wer weiß was noch Alles.

Heut' schien Ernstchen einen ganz besonderen Unglückstag gehabt zu haben, denn er kam sehr niedergeschlagen nach Hause und meinte: „Mama, alle Prozentrechnungen waren wieder falsch.“

„Nicht möglich,“ staunte ich, „ich hatte sie doch mitgerechnet.“

„Ja, was Du gerechnet hattest war auch richtig,“ gab der Junge zu, „aber ich hatte es falsch abgeschrieben.“

„Aber Ernstchen,“ tadelte ich, „wie kannst Du bloß falsch abschreiben. . . Du bist doch sonst ein lieber Sohn —“

„Der Lehrer hat gesagt, wir können so viel Nullen daran hängen wie wir wollen, und da hab' ich eben Nullen daran gehangen und nun ist's doch falsch,“ heulte Ernstchen. „Und nun muß ich's noch einmal rechnen und abschreiben soll ich's fünf Mal und einen Brief hab' ich auch mitgekriegt.“

Neugierig öffnete ich das Kouverte und las: „Wir weisen Sie darauf hin, daß Ihr Sohn im letzten Vierteljahr im Rechnen hinter den Anforderungen der Schule zurückgeblieben ist. Es liegt in Ihrem Interesse, hierin Abhilfe zu schaffen.“

„Das ist schlimm, sehr schlimm mein Sohn,“ sagte ich ernst, „Du mußt viel fleißiger sein und dich jeden Nachmittag mindestens eine Stunde im Rechnen üben.“

„Das geht nicht Mama,“ behauptete Ernstchen, „wir Schüler der höheren Lehranstalten werden so wie so schon überanstrengt.“

„Ach, Dummheit,“ wandte ich ärgerlich ein, „wer hat Dir denn das wieder weiß gemacht?“

„Niemand Mama,“ behauptete der Junge, „aber Du brauchst nur die Zeitung zu lesen, die bringt einen langen Artikel darüber.“

„Glaub' doch das Zeug nicht, was diese albernen Zeitungen schreiben.“

„Siehst Du, so bist Du nun! Wenn was in der Zeitung steht was Dir paßt, dann sagst Du: Steck doch Deine Nase ins Blatt, — steht aber was darin was mir paßt, dann heißt es: Ach was, diese dummen Zeitungen.“

Ich hielt es nicht für ratsam, mich mit dem Jungen in eine Diskussion über den Inhalt der Zeitung einzulassen, sondern nahm eine Inspektion seiner Bücher und Hefte vor. „Latein“ stand auf dem Ersten, das ich aus der Mappe zog.

„Herrsch Ernstchen,“ fragte ich erstaunt, „seit wann schreibst Du dem die Diktate mit roter Tinte?“

Mein Quintaner wurde arg verlegen und sagte: „Nun ja, auf dieser Seite sind zufällig die unregelmäßigen Verben und die kann ich noch nicht. Da hat eben der Lehrer manches mit roter Tinte verbessern müssen.“

„Aber im deutschen Hefte sieht's ja auch so rot aus,“ wunderte ich mich.

„Da ist auch so eine Seite,“ erklärte Ernstchen, „da sind lauter Sätze mit „daß“ und „das“ drauf und da kann man die „s“ so leicht verwechseln. Wo keine solchen Sätze sind, habe ich immer „gut“ oder „genügend“ darunter.“

„Und das Zeichnen . . .“ ich blätterte das Heft durch, in dem ich gar sonderbare Figuren zu schauen bekam, „da sind ja viereckige Kreise und kreisförmige Vierecke drin.“

„Auf das Zeichnen kommt's nicht an,“ meinte der Junge, „das ist ja nur ein Nebensach, in dem wir nicht viel zu können brauchen, genau wie im Singen und Turnen.“

„Da kannst Du also in allen Nebensächern nichts?“ examinierte ich weiter.

„Doch, Mama,“ verteidigte sich Ernstchen, „singen kann ich ganz gut, aber ich treffe gewöhnlich den richtigen Ton nicht. Im Turnen giebt's allerdings viele, die's besser machen wie ich. Ueberhaupt das Turnen . . . weißt Du, das ist schrecklich . . .“ Ernstchen trat dicht an mich heran und flüsterte mir ins Ohr: „Der Turnlehrer haut immer gleich.“

„Da wird er wohl auch alle Ursache dazu haben,“ nahm ich den Lehrer in Schutz.

„Ach, wegen der paar Haue ist mir's ja nicht,“ eiferte Ernstchen, „fürchten thu ich mich vor dem Turnlehrer schon lange nicht. Aber wenn man in allen Nebensächern ungenügend hat, rechnet das bei der Censur mit. Wenn es keine Nebensächer geben würde, brächte ich also ein viel besseres Zeugnis mit nach Hause.“

„Um, — da hatte der Junge eigentlich nicht so unrecht. Je weniger Nebensächer, desto weniger „ungenügend“, und somit eine Verbesserung im allgemeinen. Aber es lag doch nicht in meiner Macht, ihn frei zu machen von den Sächern, die ihm am wenigsten behagten. —

Eines Mittags klagte Ernst über Kopfschmerz. Er sah wirklich etwas blaß aus, entwickelte aber den üblichen guten Appetit, was mich wieder beruhigte. Als es aber nach Tisch an das Fertigmachen der Schularbeiten gehen sollte, stellte sich der böse Kopfschmerz wieder ein.

„Du bist wahrscheinlich nach Schulschluß wieder auf der Straße umhergetollt, hast Dich erküht, bist dann in Zug gekommen . . .“ kombinierte ich.

„Nein, Mama,“ behauptete der Junge, „dasson ist es nicht.“

„Na, wovon denn?“ fragte ich.

„Das kommt vom Turnen,“ erklärte Ernstchen mit aller Bestimmtheit.

„Unfinn,“ widerlegte ich ihn, „glaub' nur das nicht. Turnen ist gesund.“

„Für mich nicht, Mama,“ stöhnte der Junge. „Heut hab' ich's ganz deutlich gefühlt. Erst schon beim Klettern, da kam ich gar nicht in die Höhe. Und dann am Neck, da thaten mir die Arme weh. Beim Rundlauf schließlich, — ach, da kriegte ich Stiche, ich sage Dir, solche Stiche — —“

Während ich zuerst dem Lamento Ernstchens einen Wert beigelegt hatte, wurde ich jetzt doch aufmerksam. Diese Symptome schienen darauf hin zu deuten, daß irgend etwas im Organismus nicht in Ordnung war.

„Wo hattest Du denn die Stiche?“, erkundigte ich mich teilnehmend.

„Nun, hier,“ Ernst zeigte auf die Brust, „und hier,“ er tippte an die rechte Seite, „hier auch,“ er griff nach der linken Hüfte, „kurz und gut, im ganzen Körper.“

„Das hättest Du aber doch dem Lehrer sagen sollen,“ belehrte ich ihn.

„Hab' ich auch,“ erklärte er, „aber der meinte, ich solle nur tüchtig mitlaufen, dann würde mir schon besser werden.“

„Da kann ich Dir auch nicht helfen,“ bedauerte ich, „gegen das Turnen giebt's kein Mittel.“

„Doch giebt es eins,“ beharrte mein Sohn, „mein Freund Neumann braucht auch nicht mitzuturnen und der hat mir's verraten. Wenn ich ein Attest vom Arzte mitbringe, werde ich dispensiert. Also laß mir doch vom Doktor

Menzel ein solches Attest ausstellen, dann ist mir schon eine bessere Censur sicher.“

Also ein Zeugnis vom Arzt, daß der Junge zum Turnen untauglich sei, — nun, das würde ich schon ausgestellt erhalten, zumal ich mit dem Doktor sehr gut bekannt war. Freilich mein Mann . . . „Du mußt ich doch erst Papa fragen,“ wandte ich ein, „Du weißt, der hat andere pädagogische Grundsätze wie ich.“

Daß Papa nicht so ohne weiteres auf Ernstchens Plan eingehen würde, wußte ich zwar im Voraus, aber daß ich eine so schroffe Abweisung erfahren würde, hatte ich nicht geglaubt.

„Laß Dir doch von dem Bengel keine Faxen vormachen,“ lachte mein Mann, als ich ihm die Sache vorgetragen hatte, „hast Du je gehört, daß der Junge über Kopfschmerz oder Stiche oder sonst etwas geklagt hat, wenn er sich stundenlang im Garten umhergetrieben hatte? Wenn's zum Spielen oder zum Dummheiten machen mit den anderen Jungens geht, dann ist er stets an der Spitze, dann hört man ihn schon viertel Stunden weit schreien. Also das mit den Stichen ist pure Komödie. Wer weiß, was ihm in der Turnstunde nicht paßt. Vielleicht ist ihm der Lehrer zu streng, vielleicht ist er zu bequem zu jeder körperlichen Anstrengung, vielleicht glaubt er, es sei besser, wenn er die Stunde dazu benützt, um in alten Indianerbüchern zu schmökern. Nein, weißt Du, so leicht darfst Du Dich nicht beschwipen lassen. Den Schwindel kenne ich besser, ich habe ja auch einmal die Bänke der Quinta gedrückt.“

„Du kannst unmöglich von Dir auf Ernstchen schließen,“ nahm ich dieses in Schutz.

„Sei ohne Sorge,“ verteidigte mein Mann seine Ansicht, „besser ist die Jugend nicht geworden. Dieselben Dummheiten, die wir seiner Zeit verübt haben, sind auch heute noch im Schwange. Außerdem aber würde ich es geradezu für einen verhängnisvollen Fehler halten, wenn unser Ernst nicht ein recht forscher Turner würde.“

„Wenn nun aber seine Konstitution zu zart ist, daß er derartige Strapazen, wie da verlangt werden, nicht aushalten kann“, warf ich ein.

„Das Turnen kräftigt eben gerade die Konstitution“, widerlegte mich mein Mann, „deshalb müßte es von Ernst doppelt eifrig betrieben werden. Denn es hat mit seinem Einfluß auf die Funktionen aller körperlichen Organe eine wesentliche Bedeutung für die Gesundheit, indem es sowohl durch Bewegung, Kräftigung und Abhärtung Krankheiten verhütet, als auch eingetretenen Störungen des Organismus entgegenwirkt. Das Turnen bildet also . . .“

„Das mag alles gut und schön sein, mein Lieber“, unterbrach ich die turnerische Voreileung meines Mannes, „aber ich sehe nicht ein, weshalb es mich abhalten sollte, mit Ernst zu Doktor Menzel zu gehen, damit der den Jungen untersucht.“

„Unterjuchen kannst Du ihn lassen so oft Dir's beliebt“, erlaubte mein Mann, aber glaubst Du denn wirklich, daß Dir der brave Doktor ein Attest ausstellen wird, das Ernst vom Turnunterricht befreit?“

„Ja warum denn nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Weil das ein zu verständiger Mann ist, um kleinen und großen Kindern stets den Willen zu thun“, — damit wurde ich verabschiedet. Es war zwecklos, die Debatte von Neuem aufzunehmen, denn ich hörte, wie sich mein Mann im Korridor fertig machte, um nach dem Bureau zu gehen.

„Nun?“ kam Ernst aus der Kinderstube, als Papas Schritte auf der Treppe verhallt waren, „nun?“

„Papa ist der Ansicht, daß Du ruhig weiterturnen sollst“, verkündete ich.

„Ach das wußte ich schon“, meinte Ernstchen, „das hat Neumann's Papa zuerst auch immer gesagt. Als aber die Stiche immer schlimmer wurden, ist seine Mama mit ihm zum Arzt gegangen, ohne daß es sein Vater

gewußt hat. Frau Neumann hat gesagt, es sei lächerlich, wenn die Frauen wegen jeder Kleinigkeit den Rat ihrer Männer einholen. Es gebe Fälle, in denen sie selbstständig handeln müßten.“

Ernstchen beobachtete, welchen Eindruck seine Worte auf mich machten, und als der Junge merkte, daß ich schwankend wurde, setzte er hinzu: „Es kommt ja immer auf den Doktor an. Wenn der sagt, ich soll weiter turnen, dann werde ich mir rechte Mühe geben, sodaß ich das nächste Mal ganz sicher mit „genügend“ ankommen werde.“

Ich überlegte noch ein Mal. Im Grunde war auch weiter nichts dabei, wenn ich mit Ernstchen zum Arzt ging, ohne daß mein Mann Ja und Amen hierzu gesagt hatte. Dieser kurze Gang brachte ja zu keiner Haupt- und Staatsaktion aufgebaut zu werden. „Nun gut“, entschied ich, „da mach' Dich zurecht, wir wollen dem Doktor einen Besuch abstatten.“

Ernstchen freute sich über das ganze Gesicht, jetzt schien sein sehlichster Wunsch in Erfüllung zu gehen; er wurde von dem verhassten Turnen dispensiert.

— Doktor Menzel schüttelte erstaunt den Kopf, als ich ihm den Krankheitsbericht in ausführlicher Weise vortrug. „Kopfschmerz, Stiche?“ meinte er, „der Junge sieht ja ganz kräftig aus. Sag' mal mein Sohn“, wandte er sich an Ernstchen, „willst Du denn nicht Soldat werden?“

„Aber natürlich“, rief Ernstchen lebhaft, „erst Soldat, dann Feldwebel, dann Offizier.“

„Na schön, dann werde ich Dir ein Attest ausstellen“, . . . Der Doktor setzte sich an seinen Schreibtisch und griff zur Feder. „So mein Junge“, es schien mir als ob ein spöttisches Lächeln über das Gesicht des Arztes läge, als er das Attest couvertierte und den Brief Ernstchen reichte. „Gieb das Deinem Papa und bestell ihm, daß ich ihn grüßen lasse und er soll heute den Regelabend nicht vergessen.“

Stolz wie zwei Spanier zog Ernstchen mit seinem Attest von dannen und auch ich war froh, daß die Sache so kurzer Hand erledigt worden war. Wenn dem armen Jungen bei den immerhin lebensgefährlichen Turnübungen was passiert wäre, ich hätte mir die größten Vorwürfe gemacht!

Meinem Mann gegenüber kam ich mir vor wie eine Triumphiatrice und ich schlug einen recht siegesbewußten Ton an als ich ihm sagte: „Du bist im Recht gewesen: Doktor Menzel ist wirklich ein verständiger Mann. Er hat unser Kind nur oberflächlich untersucht, aber sofort alle die organischen Fehler entdeckt, die es ihm unmöglich machen, fernerehin am Turnen teilzunehmen zu können. Turnt Ernstchen noch weiter mit, so kann er sich Zeit seines Lebens unglücklich machen.“

„Jawohl Papa“, pflichtete mir mein Sohn bei, „und Du sollst den Regelabend nicht versäumen und hier ist das Attest.“

Mein Mann öffnete das Couvert, las und brach in lautes Gelächter aus. Er lachte so herzlich, daß ihm das Attest entfiel. Ernstchen beiläufig den Zettel aufzuheben und las mit stöcker Stimme:

Attest für den Quintaner Ernst Bogt.

Da Vorzeiger dieses laut eigenem Wunsch Soldat zu werden wünscht, kann ihm der regelmäßige Besuch der Turnstunden nicht dringend genug anempfohlen werden.

„Doktor Menzel.“

Arithmogryph.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	Stadt in Nordamerika.
2	3	7	9						Arzneipflanze.
3	2	6	2						Südamerikanisches Lasttier.
4	2	3	6	2					Ver. franz. Schauspieler.
5	3	6							Nebenfluß der Donau.
6	2	5							Ein Monat.
7	1	7	9						Rußlandinstrument.
8	7	6							Europäische Hauptstadt.
9	1	1	9						Meereserscheinung.